

#S 131

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung von Professor Dr. Friedrich Naake und anderen Fachmännern

herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Litw. II, 189.

Funfundfünfzigster Jahrgang.

1882.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1882.

Zur afrikanischen Sprachmischung.

Von Hugo Schuchardt.

Lepsius' Einleitung zu seiner Nubischen Grammatik besitzt ein so allgemeines sprachwissenschaftliches Interesse, daß vielleicht auch jemand, der nur von der einen oder der andern afrikanischen Sprache eine oberflächliche Vorstellung hat, es wagen darf, einige bei der Lektüre ihm aufgestiegene Bedenken der Aufmerksamkeit anderer zu empfehlen. Sie beziehen sich auf drei Punkte.

Lepsius nimmt an, daß die Sprachen der mittleren Zone Afrikas aus einer Mischung zwischen den urafrikanischen Sprachen, welche sich in der südlichen Zone rein erhalten haben, und den aus Asien nach Nordafrika eingedrungenen Sprachen hervorgegangen sind, betont aber zugleich, daß jene Mischsprachen in ganz außerordentlicher Weise sich gegeneinander isolieren, so daß lexikalische Uebereinstimmungen schon eine sehr nahe Verwandtschaft bekunden. Einen auffallenden Gegensatz hierzu bildet nun die enge Zusammengehörigkeit der über ein ungeheures Gebiet ausgedehnten Bantusprachen,¹ die sich insbesondere auch im Wortschatz äußert. Sollen wir jenen Umstand auf Rechnung eines klimatischen Einflusses setzen, den ja auch die Annahme von der Grundverschiedenheit zwischen den mittelafrikanischen Stämmen und der südafrikanischen Rasse gelten lassen könnte? Oder hat erst die Mischung den Trieb zu übermäßiger Differenzierung entwickelt?

Es ist wahr, die Mischung hat in den mannigfachsten Kombinationen stattgefunden. Lepsius stellt ein Duzend von Punkten auf, durch welche die Bantusprachen gegen-

¹ Ich weiß nicht, warum man „Bantu“ schreibt. Bleek, welcher hierin voranging, führt zwar S. 26 seiner vergleichenden Grammatik das Nativwort a-ba-ntu an, aber S. 103, 159 u. s. w. finden wir a-ba-ntu, und dies Präfix ba- erscheint sonst überall bei ihm ohne Längezeichen; s. bes. S. 254 fg. Meines Erachtens würde sich die Schreibung „Ba-ntu“ empfehlen, in welcher das hervorsteckendste Kennzeichen dieser Sprachen angedeutet wäre.

über den hamitischen gekennzeichnet sind, und untersucht dann, welche von ihnen in den Sprachen der mittleren Zone sich wiederfinden. Es scheint mir, als ob in solchen Fällen eine Zusammenfassung in größere Gruppen angezeigt wäre; denn manche Eigentümlichkeiten sind so innig miteinander verknüpft, daß sie auch ihre äußern Schicksale voraussichtlich teilen werden. Auf afrikanischem Boden ist die Stellung der einzelnen Elemente zueinander von besonderer Bedeutung (ich sage „Elemente“ im allgemeinsten Sinne, um nicht von Wurzeln und nicht von Wörtern reden zu müssen). Indem aber Lepsius den Bantusprachen den Präfixcharakter zuspricht, glaube ich, daß er von einem ganz äußerlichen Standpunkt wesentlich Verschiedenes als zusammengehörig betrachtet. Es handelt sich doch nicht darum, daß präfigiert, sondern was präfigiert wird. Wenn der vierte Punkt lautet: „Beim Verbum werden die Personalpronomina präfigiert,“ so steht mit der unter 8) angegebenen allgemeinen Wortstellung (Subjekt + Verbum + Objekt) die Präfigierung der Subjektspronomina im Einklang, die der Objektspronomina aber im Widerspruch. Daß die Bantusprachen nur Präpositionen, nicht Postpositionen anwenden (Nr. 6), das ist nicht sowohl einer durchgängigen Tendenz zur Präfigierung zuzuschreiben, als dem Umstand, daß die Präpositionen doch teils nominalen, teils verbalen Ursprungs sind, und daß hier der Genitiv hinter dem Regens, das Objekt hinter dem Verbum steht. Im Tšwi ist jene Stellung aufgegeben, diese beibehalten, daher hat es nominale Postpositionen und verbale Präpositionen. Was die Klassenpräfixe der Substantiva anlangt, so läßt sich über die Beziehung dieser zu andern Erscheinungen in den Bantusprachen so lange nichts sagen, bis ihr Ursprung aufgehell ist. Welches nun auch die eigentliche Bedeutung dieser Klassenpräfixe sein mag, in ihrer jetzigen entsprechen sie mehr oder weniger den Genuszeichen der von Lepsius so genannten noachitischen Sprachen. Wenn er daher als einen der wesentlichsten Unterschiede zwischen den urafrikanischen und den hamitischen Sprachen das Vorhandensein des Geschlechtes in diesen und den Mangel desselben in jenen ansieht, so darf man nicht vergessen, daß hier das Wort „Geschlecht“ in seinem eigentlichen, nicht in seinem grammatischen Sinne (in welchem man auch von einem „sächlichen Geschlechte“ redet) zu nehmen ist. Man kann sagen, der sexuelle Gegensatz habe bei den Negern keinen sprachlichen Reflex gefunden, geschweige denn, daß er von ihnen auf Unbelebtes übertragen worden sei. — Innerhalb dieses Gebietes der innern Sprachform hätte ich von Lepsius gern noch ein andres berücksichtigt gesehen. Die Betrachtung der negerkreolischen Mundarten zeigt, daß es dem Neger zu allernächst darauf ankam, für die dauernde Handlung einen Ausdruck zu gewinnen; die Unterscheidung von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft erfolgte erst in zweiter Linie. Ganz das gleiche Verhältnis offenbart sich in einigen der Neger-sprachen selbst, während in sehr vielen andern keine Spur

45 BA

davon zu entdecken ist, wie denn überhaupt in betreff der innern Zeitformen eine ganz außerordentliche Mannigfaltigkeit zu herrschen scheint. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich jemand entschloße, einen vergleichenden Ueberblick über dieselbe zu geben. Freilich müßte man sich hierbei, wie bei aller grammatischen Darstellung afrikanischer Sprachen, in viel entschiedenerer Weise, als das bisher geschehen ist, der Auffassungen und der Terminologie entäußern, welche durch das Studium der indogermanischen Sprachen sich in uns festgewurzelt haben.

Lepsius zählt die Sprachen der Nuba und Barea zu den mittelafrikanischen Mischsprachen. Es existiert aber ihm zufolge, von jener Spur der Infigierung abgesehen, deren er S. LXXIII gedenkt, nur eines, wodurch sie noch mit den Bantusprachen zusammenhängen, die Geschlechtslosigkeit. Wenn dieses nicht wäre, würden sie ganz als hamitische Sprachen erscheinen. Eine nähere Erwägung dieses Verhältnisses möchte uns leicht in Widerspruch mit den herkömmlichen Vorstellungen von Sprachverwandtschaft bringen. In der That hat man es bisher geliebt, die Sprache als einen selbständigen Organismus zu betrachten, als ein Subjekt, während sie doch nur das Produkt eines Subjektes ist, nicht das einmalige, sondern das fortdauernde, das in allen seinen Veränderungen durchaus von ihm abhängende. Die Erkenntnis dieser Thatsache hat begonnen besonders auf dem Gebiete der Lautlehre gute Früchte zu tragen. Die genealogische Gruppierung der Sprachen ist zwar schon seit geraumer Zeit mit entscheidenden Gründen angefochten worden; aber selbst bei denen, welche sie nicht mehr ernst nehmen, wirkt unwillkürlich das Bild des Stammbaums nach. Dasselbe läßt sich sogar der Theorie von der Sprachmischung anpassen; man hat ganz zutreffend gesagt, daß eine Sprache, welche eine Mutter hat, auch einen Vater haben dürfe, und es würde nur folgerichtig sein, die Ausdrücke „Terzeronen“, „Quarteronen“, „Quinteronen“ auf Mischsprachen verschiedenen Grades zu übertragen. Allein damit wären wir nicht im geringsten gefördert. Nicht inwiefern die linguistische Kreuzung sich mit der physiologischen vergleichen läßt, sondern in welcher thatsächlichen Beziehung beide zueinander stehen, darauf kommt es an. Dieselbe ist keinesfalls eine notwendige; denn, um von den Handelsprachen abzusehen, selbst bei der Bildung von Slavensprachen wird niemand das Konkubinat von Herren und Slavinnen eine bestimmende Rolle spielen lassen. Wo aber Blutmischung im Verein mit Sprachmischung auftritt, beruht diese nicht auf jener, sondern beide auf einem dritten. Die Ursache der Sprachmischung ist immer sozialer, nicht physiologischer Art. Eine Verbindung erblicher Sprachanlagen in einem Mischling ließe sich wohl denken; aber dadurch würde gerade die Sprachanpassungsfähigkeit gesteigert und die Möglichkeit einer thatsächlichen Sprachmischung verringert werden.

Wenn die Sprachmischung von der Blutmischung unabhängig ist, so ist es auch die Sprachvertauschung. Denn

diese ist nur das Extrem einer fortgesetzten Sprachmischung, wie in der Einleitung zu den „Beiträgen zur Kenntnis der mel., mikr. und pap. Sprachen von G. v. d. Gabelenz und A. B. Meyer“ S. 381 fg. mit Recht behauptet wird. Streng genommen würde dieser Satz etwas einzuschränken sein, aber die Betrachtung von nur Möglichem oder ausnahmsweis Eintretendem darf ich hier wohl beiseite lassen. Nun wird an einer früheren Stelle der erwähnten Einleitung (S. 376 fg.) zwischen zwei Fällen unterschieden, dem der Neger auf Haiti, bei denen afrikanische Sprachen durch eine europäische ersetzt worden sind, und dem gewisser finnischer Völker, welche einen fast rein kaukasischen Rassetypus tragen. Bei diesen Finnotataren seien die Sprachen, bei jenen Negern die Körperart das Dauerhaftere gewesen. Ich finde eine Verschiedenheit mehr in der Betrachtungsweise als in den Dingen selbst. Bezeichnen wir den physiologischen Faktor mit großen, den linguistischen mit kleinen Buchstaben, so sind die Finnotataren (A) durch fortgesetzte Blutmischung zu jenem Körpertypus gekommen; es wiegt also hier das kaukasische Element (B) vor und es ergibt sich die Formel (BA) a aus Aa und Bb, wie sich Dc (französisch redende Neger) aus Dd und Cc ergibt. Die Uebersahl der Kaukasier gegenüber den Finnotataren, mit denen sie sich kreuzen, und die Uebersahl der Neger gegenüber den Europäern, mit denen sie nur zusammenleben, tritt nicht als eine geschlossene auf, sondern als die Summe einer großen Reihe von zeitlich aufeinander folgenden und gesellschaftlich isolierten Massen, und es können unter solchen Umständen die ursprünglichen Sprachen nicht erhalten werden, am wenigsten, wo ihre Mannigfaltigkeit, wie das bei denen der Negerklaven der Fall ist, zur Annahme eines von außen gebotenen Verständigungsmittels geradezu drängt. Das Divide et impera ist also hier wie dort verwirklicht worden und dem Umstande der Blutmischung darf, nach dem was ich oben gesagt habe, kein besonderes Gewicht beigelegt werden.

Das Problem der Sprachmischung, welches mit dem der Bilinguität aufs innigste zusammenhängt, ist ein ziemlich verwickeltes und nur auf psychologischer Grundlage ins Klare zu setzen. Zwei Sprachen mischen sich nicht wie zwei ungleichartige Flüssigkeiten, sondern als verschiedene Thätigkeiten eines und desselben Subjektes. Man darf aber nicht so weit gehen, die Sprache mit ihrem Subjekte gänzlich zu identifizieren. Lepsius erklärt die Nubasprache wegen eines einzigen Kennzeichens, das sie mit den Bantusprachen teilt, für negerhaften Ursprungs, und so müßte sie denn auch, wenn dieses Kennzeichen schwände, als negerhaften Ursprungs angesehen werden. Es scheint mir aber diese Auffassungs- oder Ausdrucksweise ebensowenig gerechtfertigt zu sein, als die: jene Bevölkerung mit finnotatarischen Sprachen, aber vorwiegend kaukasischem Blute als finnotatarischen Ursprungs zu bezeichnen. Müßte dann nicht dem Spanischen im Munde eines Zigeuners von Se-

villa zigeunerischer, dem Französischen im Munde des
Präsidenten der Republik Haiti negerischer Ursprung bei-
gemessen werden? Wäre dann jene Behauptung noch so
ungeheuerlich, das Französische sei im Grunde nur latini-
fiertes Keltisch?
